

WILLI STEUL *Genosse Journalist*

00
MG
81150
S842

In einer freien demokratischen Gesellschaft
ist der Journalist ein Übersetzer.

Journalisten bemühen sich, die politische
und gesellschaftliche Realität widerzu-
spiegeln, um Leser, Hörer, Zuschauer in die
Lage zu versetzen, eigene, fundierte
Urteile zu fällen.

In der unfreien, vom totalitären Anspruch
einer Staatspartei geprägten Gesellschaft
ist der Journalist Instrument der Macht.

Die kontrollierten Medien werden als
»schlagkräftige Waffen« (Erich Honecker)
gebraucht.

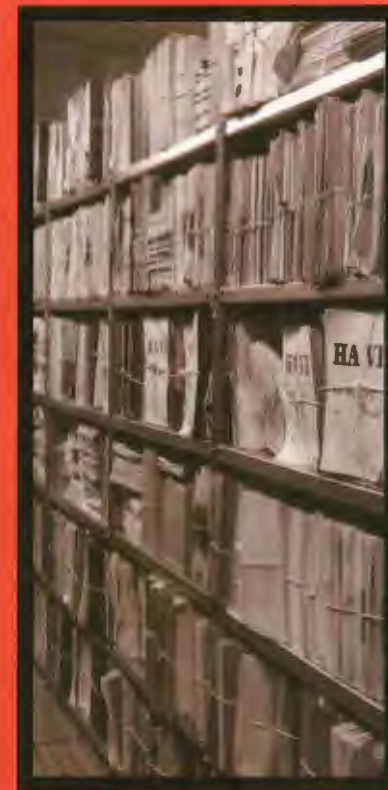
»Genosse Journalist«, das Buch zu einer
Sendereihe von DeutschlandRadio Berlin,
zeigt Vergangenheit und Gegenwart von
Journalisten der ehemaligen DDR.

Ihre Rollen als Täter und Opfer, ihre Arbeit
zwischen freudiger Pflichterfüllung,
aber auch Anweisungen, Kontrollen und
Sprachregelungen.

WILLI STEUL [HRSG.]

Genosse Journalist

Eine Sendereihe
im DeutschlandRadio Berlin



klären muß und daß sie es trotzdem nicht verstehen. Wie oft schreiben Journalisten etwas anderes, als ich gesagt habe. Wieviel Mühe haben sie, mir zu folgen, wenn ich sie auf Gedankenwege mitnehme und das, was ich sage, zugleich in Frage stelle. Es ist schwer, die gemeinsame Sprache zu finden.

Vor allem macht mich besorgt, welche Macht Konventionen in diesem Deutschland schon wieder oder noch immer haben, und wie sehr ihnen auch Intellektuelle und Publizisten, auch solche, die sich selbst alternativ nennen, unterworfen sind. So im Innersten untertänig brav gehorsam war in der DDR niemand, der sich zu eigenem Denken befreit hatte, durfte es um des Überlebens, um der Menschlichkeit willen nicht sein. Noch ist in Deutschland alles in Bewegung. Noch ist alles möglich, auch Mediendemokratie. Ich hoffe, daß unsere Erfahrung mit totalitären Strukturen schmerzhaft und tief genug war, um jeden Versuch einer Restauration, komme er von rechts oder links, entschieden und für immer abwehren.

Konrad Weiß: Filmmacher, Gründungsmitglied von DEMOKRATIE JETZT 1989, Mitglied der Volkskammer 1990 und des Bundestages 1990-94 für BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN

ALEXANDER OSANG

ICH MACHE IRGENDWIE WEITER

Es war keine mutige Frage. Als ich sie in die alte, knarrende Schreibmaschine hackte, marschierten unten auf der Karl-Liebknecht-Straße Menschen. „Pressefreiheit!“, riefen sie wütend hoch zu den Fenstern unseres Verlagsgebäudes, hinter denen wir uns verschanzt hatten. Pressefreiheit? Es war der 7. Oktober 1989, und ich sollte einen Artikel über den Fackelzug der FDJ schreiben. Nicht einfach. Ich hatte tausende glückliche junge Menschen dabei beobachtet, wie sie Unter den Linden an Erich Honecker und Michail Gorbatschow vorbeizogen und dabei Hochrufe auf die „DDR, unser Vaterland“ ausbrachten, ich hatte die Anoraks der Staatssicherheit gehört, die zum Schutz dieser Veranstaltung hinter jedem Busch raschelten, und zuhause erwarteten mich in den Tagesthemen ehemalige Landsleute auf irgendwelchen westdeutschen Bahnhöfen. Sie riefen „Super“, „Wahnsinn“, sie trugen stone-washed-Jacken und Freudentränen. Ich packte meine Verwirrung in eine rhetorische Frage, die ich vor meinen Fackelzugbericht stellte. „Sind Fackelzüge noch zeitgemäß?“ Keine mutige Frage, wie gesagt, denn tausende Menschen in diesem Land hatten ganz andere, viel weitergehende Fragen. Und außerdem hatte ich ja nicht geschrieben: Dieses Land braucht jetzt keine Fackelzüge, obwohl ich genau das gedacht hatte.

Keine mutige Frage also, aber wohl doch eine ungewöhnliche. Denn als ich am nächsten Tag meine Zeitung aufschlug, las ich hinter meiner Eingangsfrage „Sind Fackelzüge noch zeitgemäß?“ ein dickes „JA“. Und ein Ausrufezeichen.

Ich wäre fast umgefallen. Ich rannte zu dem stellvertretenden Chefredakteur, der das „Ja!“ geschrieben hatte. Keine Zeit, sagte der und ließ mir später ausrichten, er habe „kalte Füße“ bekommen. Also rannte ich zu einem zweiten stellvertretenden Chefredakteur und pochte auf mein Urheberrecht. „Du

weißt doch gar nicht, was Urheberrecht ist, Jüngelchen", sagte der Mann zu mir. Da hatte er recht. Ich verließ sein Zimmer, dachte an Kündigung, machte dann aber erstmal einen Wettbewerbsbericht aus dem VEB Bergmann Borsig, wo man ein paar Turbinenschaufelräder über den Plan produziert hatte.

So war es immer. Man machte erstmal weiter. Und nach fünfzig solcher Demütigungen war man Heizer oder Trinker oder Zyniker. Und nach hundert Demütigungen war man bereit, andere zu demütigen. Ich war auf dem besten Weg dorthin. Ich war nicht mehr in der Lage mich zu wehren. Ich machte irgendwie weiter. Ich klebte fest.

Ich wußte nicht mal, wann das angefangen hatte. Vielleicht schon bei meinem ersten Bewerbungsgespräch für ein Volontariat. Die wirklich allererste Frage, die mir der alte Kaderredakteur des Berliner Verlages stellte, war: „Bist Du schon Mitglied unserer Partei?“ Unsere Partei? Ich wollte Sportreporter werden. Was um Himmels willen hatte das mit der Partei zu tun? Und wieso war seine Partei unsere Partei? Was wurde hier vorausgesetzt? Vielleicht hätte ich in diesem Moment aufstehen sollen, weggehen und nie wiederkommen. Aber ich begann mir Sachen einzureden. Die werden ja wohl nicht alle so sein, wie der alte Sack hier. So antwortete ich ihm: „Noch nicht.“

Vielleicht brach mir dieses erste „Noch nicht“ das Rückgrat. Vielleicht hatte ich zu diesem Zeitpunkt gar keins mehr. Wer weiß. Auf jeden Fall wußte ich jetzt, wo die Prioritäten in diesem Beruf lagen. Und ergab mich ihnen. Ich wußte, daß eine Mitgliedschaft mehr wog als ein Talent. Es ging nicht um Authentizität, es ging um Parteilichkeit. Und wenn ich es noch nicht wußte, dann ahnte ich es. Und all das, was dann folgte, gab mir Gewißheit.

In meinem Volontariat erfuhr ich, daß auch ein 19-jähriger Abiturient den Bauern unserer Republik wichtige Tips zur Heuernte geben konnte. Ich lernte, daß man lange Artikel

über Sachen schreiben konnte, von denen man nicht die geringste Ahnung hatte. Ich merkte, daß die Artikel mit den kämpferischsten Adjektiven, den schwerverdaulichsten Substantiven und den meisten Genitivkonstruktionen das höchste Lob der Redaktion erhielten. Ich lernte Kollegen in leitender Position kennen, die nicht in der Lage waren, einen einzigen lesbaren Satz zu Papier zu bringen. Ich lernte, langweilige, lange Reden von Politbüromitgliedern in Satz zu geben, Betriebsdirektoren nach Sachen zu fragen, die mich nicht interessierten, und ich lernte auch, wie man einfachen, gutmütigen Arbeitern eine Stellungnahme zur Wirtschafts- und Sozialpolitik „vorformulierte“.

Schon bei den Aufnahmeprüfungen zu meinem Studium erfuhr ich, daß ein Lippenbekenntnis weit mehr geschätzt wurde als ein kritischer Geist. Die vielen Tests, die wir ablegen mußten, führten nicht dazu, daß später die talentiertesten, besessensten Bewerber des Landes im Journalistenhösraum landeten. Es waren die überzeugtesten Parteigänger und die, die sich am besten verstellen konnten. Talent versammelte sich hier eher zufällig. Charakter gab es praktisch nicht. Im Studium lernte ich viel wichtige Sachen über Stilistik und ein paar Klassikerzitate, auf denen unser Journalismus basierte. Ich lernte, daß es nicht Journalismus hieß, sondern Parteijournalismus.

Es war jetzt zu spät, aufzustehen und zu gehen. Ich hatte zuviel Zeit investiert und zuviel Rückgrat verloren. Ich konnte mich nicht mehr bewegen. Ich konnte mir nur noch einreden, daß die alten Hardliner irgendwann wegsterben würden. Daß ich zu diesem Zeitpunkt womöglich so sein würde wie sie jetzt, kam mir nicht in den Sinn. In den zwei Jahren Parteijournalismus, die ich nach dem Studium machte, verlor ich immer mehr den Bezug zur Realität. Das war fast zwangsläufig so, weil die Leute da draußen sich nicht für unsere Zeitungen interessierten, und unsere Zeitungen sich nicht für die Leute da draußen. Die Redaktion wurde zu einer eigenen künstlichen Welt. Sie hatte ihr eigenes Wertesystem. Das war auch ganz gut so. Ich wollte gar nicht, daß die Menschen, die

mich einmal gekannt hatten, und die, die immer noch glaubten, mich zu kennen, erfuhren, was ich in den neun Stunden tat, die ich an meinem Arbeitsplatz verbrachte. Und außerdem machte dieser Zustand die Demütigungen, die ich erfuhr, erträglicher. Die Striche meiner Vorgesetzten, aber auch meinen Selbstbetrug und meine Selbstzensur. Wenn ich zum Beispiel einen schlechten Text geschrieben hatte, unrealistisch und in schlechtem Deutsch, beides bedingte sich übrigens immer mehr, sorgte das Wertesystem meiner Redaktion dafür, daß ich es nicht erfuhr, oder zumindest schnell vergaß. Sie lobten mich, und ich freute mich. Ich war ein guter Journalist. Es funktionierte auch umgekehrt. Einmal kritisierte ein stellvertretender Chefredakteur ein Interview, das ich mit einem Jugendforscher geführt hatte, als zu sehr „nach hinten gewandt“. Und ich empfand, als hätte ich einen Fehler gemacht. Ich war ein schlechter Journalist.

Insofern war die Wut über das „JA“ hinter meiner kleinen vorwitzigen Frage zum Fackelzug der FDJ eher untypisch. Und ich beruhigte mich auch schnell wieder. Vielleicht lag das an den Ereignissen, die sich in den folgenden Tagen überschlugen. An den Demonstrationen, der fallenden Mauer, dem Umstand, daß ich plötzlich schreiben konnte, was ich wollte. Ich hoffe es sehr. Denn die Frage, was aus mir geworden wäre, wenn sich die Ereignisse nicht überschlagen hätten, macht mich immer noch ganz krank.

Und so sitze ich ratlos vor den alten staubigen Akten, die meine Archiv-Kollegin aus unserem Verlagskeller holen mußte. Die Mappen enthalten Beiträge aus einer Zeit, die noch gar nicht so weit zurückliegt. Gestelzte Leitartikel über die Einsparung von Kohle und das Pfingsttreffen der FDJ. Süßliche Lokalberichte aus dem Freibad Pankow und dem Restaurant des Berliner Fernsehturmes. Seitenlange, unverständliche Beschreibungen technischer Neuentwicklungen wie etwa der „automatischen Kuppelstelle für nicht kurzschlußsichere Einspeiseabschnitte“.

Unterwürfige Fragen an FDJ-Funktionäre: „Wie ist die Gastgeberstadt auf das große Pfingsttreffen vorbereitet?“.

Die Texte sind mir völlig fremd. Aber unter allen steht mein Name.